

Alex Mann

DAS VERSPRECHEN



BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Logo: Mario Heyer
Satz: Gerold Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-779-1

Bis zum Horizont schien sich das Tal vor ihm auszubreiten. Grünblaue Wäldchen wuchsen wie aus dem Nichts aus dem roten Wüstenboden empor und in der Ferne ragten die steilen Hänge der Berge hinauf. Sam Willard schätzte, dass er wohl den ganzen Tag brauchen würde, um den Fuß dieser Berge zu erreichen. Es sei denn, der Fluss, der sich durch dieses Tal schlängelte und dessen schnell dahinfließende, silbrig glitzernde Fluten er von dem kleinen Hügel, auf dem er stand, klar sehen konnte, würde ihn länger aufhalten. Denn so, wie er den Verlauf dieses Flusses von hier oben einschätzen konnte, würde es schwer sein, eine Furt zu finden. Sein Reitpferd war zwar kräftig und wäre auch in der Lage, eine tiefere Stelle bei starker Strömung zu durchqueren. Aber das Packpferd würde es nicht schaffen.

Langsam lenkte Sam sein Pferd den Hügel hinab, den Blick stets auf die fernen Berge gerichtet. Es gab viel Leben in diesem Tal. Er sah Hirsche, Antilopen, Präriewölfe. Greifvögel kreisten am Himmel und stießen regelmäßig herab, wenn sie eine Beute entdeckt zu haben schienen. Doch es gab keine Spuren von Menschen. Aber vermutlich würde das nicht lange so bleiben. Die letzte Stadt hatte Sam Willard vor zwei Tagen passiert und sie war voller Pioniere, die ohne Vorstellung von dem, was vor ihnen lag, einfach nur nach Westen zogen. Wenn sie dieses Tal hier fanden, würden sie sich am Ziel ihrer

Träume sehen. Sie würden die Tiere jagen, die Bäume fällen, um Häuser und Scheunen zu bauen, und Weiden für ihr Vieh anlegen. Sam konnte sie verstehen. Er war nie ein besonders sesshafter Mann gewesen. Zweimal vertrieb ihn die Not von seinem Land, ein weiteres Mal die Abenteuerlust. Wenn sich ihm eine gute Gelegenheit bot, war er gern bereit, neu anzufangen.

Und dieses Tal schien genau solch eine Gelegenheit zu sein. Doch inzwischen war er zu alt für einen Neuanfang. Sam hatte die fünfzig überschritten. Sein Haar war noch voll, aber weiß, ebenso, wie sein mächtiger Schnurrbart. Auf dem Pferd wirkte sein Körper drahtig und immer noch kraftvoll, aber sobald er zu Fuß ging, sah man ihm an, dass die vielen Neuanfänge und die schwere Arbeit im Leben ihren Tribut gefordert hatten.

In seinem Leben schien für Neuanfänge keine Zeit mehr zu sein. Er hatte nicht mehr viele Jahre vor sich und das, was er sich als Zukunft aufgebaut hatte, seine Familie, hatte Sam Willard überlebt. Während er so durch dieses Tal ritt, fragte er sich, wozu er überhaupt noch sesshaft werden sollte. Was brauchte er schon vom Leben oder der Zivilisation? Wenn er zu Ende gebracht haben würde, weswegen er hergekommen war, konnte er ebenso gut weiter nach Westen ziehen, um zu sehen, ob hinter diesem biblischen Tal nicht noch ein viel schöneres wartete. Zumindest ein nächstes Tal würde es immer geben.

Es war das vorsichtige Schnauben seines Pferdes, das Sam Willard aus seinen Gedanken riss. Das feinfühliges Tier hatte die Gefahr viel eher wahrgenommen als er.

Sam sah sich um, konnte aber hinter den Bäumen und dem hohen, verbrannten Gras noch nichts entdecken. Dennoch zog er den Revolver und prüfte die Trommel. Natürlich funktionierte sie, denn er reinigte seine Waffe jeden Abend. Dann steckte er ihn weg und griff nach seinem Gewehr.

Wieder schnaubte sein Pferd und auch das Packtier begann zu wiehern und schüttelte mit dem Kopf. Es zog ein wenig am Zügel. Sam wandte sich im Sattel um, konnte aber auch hinter sich nichts entdecken.

Dann hörte er einen Schuss. Dumpf und weit entfernt. Er schaute wieder nach vorn, war sich aber noch nicht sicher, ob er von links oder von rechts kam. Schall konnte trügerisch sein. Dann fielen ein zweiter, dritter und ein vierter Schuss. Sie schienen von links zu kommen, doch als er einen fünften, sechsten und siebten Schuss hörte, war Sam sich klar, dass es das Echo war, welches von einer kleinen Baumgruppe zurückgeworfen wurde.

Er hielt sein Pferd an, unschlüssig darüber, ob er in Richtung der Schüsse reiten sollte. Sie wurden lauter, schienen sich ihm also zu nähern. Es waren Revolvergeschüsse, hoch und laut, nicht die scharfen, tiefen Laute peitschender Gewehrkugeln.

Sam seufzte und kratzte sich am Bart. Es war nicht seine Art, Leute im Stich zu lassen, die seine Hilfe brauchen könnten. Aber es war auch nicht seine Art, Ärger zu suchen. Er überlegte. Wer hier draußen in eine Schießerei geriet, der hatte so oder so Ärger. Besser, sich nicht einzumischen.

Vorsichtig lenkte er die beiden Tiere zu der Baumgruppe, an der sich der Schall brach. Er führte sie ein Stück weit in das Wäldchen hinein, stieg aus dem Sattel, machte sein Pferd an einem Ast fest und ging dann wankend zu einem der Bäume am Rande des Waldes, das Gewehr griffbereit.

Er musste nicht mehr lange warten. Als er auf den Baum zulief, war bereits das Donnern von Hufen zu hören. Drei Reiter preschten nur wenige Dutzend Yards von ihnen entfernt durch das hohe Präriegras, sich immer wieder umdrehend und Schüsse abgebend. Plötzlich stolperte eines der Pferde, überschlug sich und warf seinen Reiter in den Staub. Vermutlich war es in ein Präriehundloch getreten. Seine beiden Begleiter zögerten einen Moment, wandten ihre Pferde um und gaben ein paar Schüsse ab, doch schon waren ihre Verfolger herangebraust. Es waren Comanchen, und Sam konnte sehen, wie einer seine Keule schwang und einen der Männer, der dem nieder-sausenden Schlag gerade noch ausweichen konnte, aus dem Sattel schlug. Der dritte Mann legte seinen Revolver auf einen der Indianer an, aber offensichtlich hatte er seine Trommel leergefeuert, denn Sam konnte sehen, wie er ungläubig auf seine Waffe schaute, als ihm auch bereits einer der Verfolger in die Zügel griff.

Sam war davon überzeugt, dass drei Männer, die allein durch dieses Tal ritten, nur Ärger bedeuteten. Dennoch konnte er sie nicht ihrem Schicksal überlassen. Er hob sein Gewehr und zielte auf den Indianer, der die Zügel des dritten Reiters hielt. Er bewegte sich nicht mehr und

so musste Sam nicht lange Maß nehmen. Der Schuss schien Jäger wie Gejagte zu erschrecken. Das schwere Geschoss riss den Comanchen aus dem Sattel.

Sam repetierte das Gewehr durch, schlug auf einen zweiten Comanchen an, dessen Pferd sich auf der Hinterhand drehte, und feuerte noch einmal. Die Kugel traf den Krieger in die Seite. Er zuckte zusammen und ließ seinen Bogen fallen.

Zwei Krieger stießen wilde Schreie aus und sprengten auf das kleine Wäldchen zu. Sam blieb ruhig, lud wieder durch und schlug zum dritten Mal an. Sein Schuss schleuderte den vorderen Comanchen mit einer Rolle vom Rücken seines Pferdes. Aber noch bevor Sam seine vierte Kugel in den Lauf brachte, war der zweite Indianer bei ihm. Er hatte den Tomahawk über den Kopf erhoben und setzte zum Wurf an. Mit einer Behändigkeit, die er sich selbst schon nicht mehr zugetraut hatte, drehte sich Sam hinter den Baum und hörte, wie die scharfe Axtklinge dumpf in das Holz des Baumes schlug. Das Pony des Indianers preschte an ihm vorbei. Sein Reiter riss an den Zügeln, warf einen Blick über seine Schulter und entdeckte Sam, der an dem Baum lehnte, den Kolben des Gewehres in seine Hüfte stemmte und den Abzug durchzog. Der Schuss hallte laut im Wald wider. Die Kugel traf den Indianer unterhalb des linken Schulterblattes und stieß auch ihn vom Rücken des Pferdes.

Er drückte sein Gewehr an die Schulter, suchte nach neuen Zielen, doch dann sah er, wie zwei der Verfolgten ihre Revolver zückten und die verbliebenen Indianer von

den Pferden schossen. Das Echo der Schüsse verwehte mit den Pulverschwadern. Nach wenigen Sekunden war der Kampf vorbei.

Sam ging auf den Indianer zu. Er lag reglos am Boden und die dunklen Augen blickten ihn für einen Moment mit einem Ausdruck von Angst an, den er sonst nie bei einem Indianer zu sehen glaubte.

„Tut mir leid“, sagte Sam und ließ sich langsam auf ein Knie nieder. „Ich habe mit diesen Männern eigentlich nichts zu schaffen.“ Er konnte sehen, wie die Brust des jungen Mannes bebte. Er hatte Angst. Blut rann aus seinem Mundwinkel. Seine Hände zitterten. „Ich suche eine Frau.“ Sam schaute den jungen Krieger an. Er mochte vielleicht zwanzig sein. Und wahrscheinlich würde er sterben. Aber Sam wusste nicht, wie er ihm helfen konnte. „Eine weiße Frau“, wiederholte er auf Comanche. „Sie wurde geraubt. Von Comanchen oder Apachen. Weißt du etwas darüber?“

Der Krieger schluckte. Seine flackernden Augen sahen Sam immer noch ängstlich an. Doch er sagte nichts.

Zweige knackten hinter ihm. Sam griff nach seinem Revolver und wandte sich um. Einer der drei Männer kam langsam auf ihn zu. Er war vielleicht vierzig Jahre alt, trug braune Cordhosen und ein graues, weites Schnürhemd. Ein staubiger schwarzer Hut bedeckte seinen Kopf und ein Coltgürtel hing lässig an seiner Hüfte.

„Ist er tot?“, fragte der Mann mit einer tiefen, gleichgültig klingenden Stimme.

„Noch nicht“, sagte Sam und wandte sich wieder dem Krieger zu, nur um zu sehen, dass das nicht mehr stimmte.

Die gerade noch so ängstlichen Augen blickten nun leer zu den Wipfeln der Bäume.

„Scheiße“, sagte Sam, stützte sich auf sein Gewehr und drückte sich langsam wieder auf die Beine hoch.

„Das war ein beeindruckender Kampf“, sagte der Mann. „Ich hab’ schon viel gesehen, so manchen Kampf, aber so was noch nie.“ Er streckte Sam die Hand entgegen. „Mein Name ist John Basilone.“

Sam griff langsam nach der Hand, prüfte das Gesicht des anderen. „Sam Willard.“ Er machte eine kurze Pause. „Sagen Sie mir eins, Mister Basilone. Habe ich den Richtigen geholfen?“

Ein spöttisches Lächeln zeichnete sich auf Basilones Lippen ab. „Sie haben den Weißen geholfen.“

„Wenn das Ihr einziges Argument ist, überzeugt es mich nicht.“ Sam zog seine Hand zurück.

„Ob es Sie überzeugt oder nicht“, sagte Basilone. „Ich bin Ihnen jedenfalls dankbar, dass Sie sich für unsere Seite entschieden haben.“

„Was machen Sie hier draußen?“

„Wir kamen hier nur so durch.“

„Ich lebe hier im Grenzland, seit mein Vater South Carolina verlassen hat. Damals war ich zwölf. Ich sage Ihnen lieber nicht, wie lange das her war. Aber eins habe ich in diesen vielen Jahren festgestellt. Wenn ein weißer Mann auf einen Indianer trifft, ist der in der Regel friedlich, weil er denkt, er kann etwas tauschen. Womöglich bietet er ihm sogar immer noch seine Hilfe an, weil er’s einfach noch nicht besser weiß. Man muss schon ziem-

lich viel Pech haben, um auf Indianer zu treffen, die Streit suchen.“

Basilone verschränkte die Arme, spuckte aus und lächelte Sam unschuldig an. „Tja. Schätze, dann hatten wir wirklich viel Pech.“ Er nickte in Richtung des toten Comanchen. „Sie haben etwas von einer Frau erzählt.“

„Sie sprechen Comanche?“

„Nur sehr wenig. Aber das habe ich verstanden. Suchen Sie eine Frau? Ihre Frau?“

„Eine Frau“, sagte Sam mit finsterner Miene und ging zu seinem Pferd zurück.

„Wir könnten Ihnen bei der Suche helfen. Immerhin schulden wir Ihnen etwas.“

„Kann sein. Aber ich will Ihre Hilfe nicht.“

„Wenn Sie sie bei den Indianern suchen, können vier Männer hilfreicher sein als einer.“

Sam steckte sein Gewehr ins Futteral zurück und wandte sich dann wieder Basilone zu. „Ich weiß, wie ich einen Indianer frage, ohne nachher um meinen Skalp fürchten zu müssen. Ich danke Ihnen für Ihr Angebot, aber ich schätze, ich bin ohne Sie besser dran.“

„Wenn Sie eine Frau von den Indianern zurückholen wollen, werden Sie aber nur mit Fragen nicht weit kommen.“

„Ich habe ein paar Sachen dabei, die Sie dringender haben wollen als weiße Frauen.“

„Verkaufen Sie den Mistkerlen etwa Gewehre?“

„Ich hätte kein Problem damit, ihnen welche zu geben. Ich kenne mehr weiße Mistkerle, die nie eins haben sollten, als rote. Aber nein. Ich habe noch anderes.“

„Und wenn Sie nicht tauschen wollen?“

„Darüber mache ich mir Gedanken, wenn es so weit ist.“

„Wäre doch gut, wenn Sie dann schon eine Lösung parat hätten. Wir müssen ja nicht mit Ihnen in ihr Lager reiten. Wir könnten uns bereithalten. Für alle Fälle.“

Sam musterte Basilone argwöhnisch. „Mister, ich hatte meine Zweifel, ob es richtig war, Ihnen zu helfen. Drei Weiße, die durch dieses abgelegene Tal reisen und mir nicht sagen können, wieso. Und jetzt wollen Sie sich mir mit aller Macht aufdrängen.“

„Ich schätze nur, dass Sie unsere Hilfe bald genauso brauchen können wie wir gerade Ihre.“

Wortlos griff Sam nach dem Tomahawk, der sich tief in den Stamm des Baumes gebohrt hatte. Er hatte einige Mühe, die Waffe herauszuhebeln. Dann prüfte er die Klinge. Sie war immer noch rasiermesserscharf. Die Arbeit eines weißen Schmiedes, der sein Handwerk verstand in der Hand eines Indianers, der sie zu benutzen wusste, auch wenn er sein letztes Ziel verfehlt hatte. Er schob den Tomahawk unter seinen Coltgürtel, nahm die Zügel seines Pferdes und führte es zusammen mit dem Packtier zu den anderen beiden Reitern. Der, der abgeworfen worden war, kniete vor seinem am Boden liegenden Pferd, stand dann langsam auf, lud eine neue Patrone in seinen Revolver und erschoss es.

„Das arme Tier“, sagte Basilone, der Sam gefolgt war. „Hat sich wohl die Beine in so einem verdammten Präriehundloch gebrochen.“

„Ihr habt ja jetzt genügend Ersatz.“ Sam nickte in Richtung der Indianerponys, die still und friedlich etwas abseitsstanden und an den Gräsern herumzupften. „Nehmt die Pferde und reitet nach Osten. Das ist der sicherste Weg.“

Die beiden anderen Männer sahen Sam interessiert an. Sie waren viel jünger als Basilone und Sam fragte sich kurz, ob sie seine Söhne waren, doch weder der schlaksige Blonde mit den dünnen Storchenbeinen, der sein Pferd erschießen musste, noch sein dunkelhaariger Freund, der seinen breitrempigen Hut weit in den Nacken geschoben hatte und zwei Colts an seinem Gürtel trug, hatten viel Ähnlichkeit mit ihm.

„Jungs, das ist Sam Willard. Mister Willard, das sind Pete Boone und Billy Jack.“

Die beiden jungen Männer tippten sich flüchtig an den Hut, aber Sam hatte den Eindruck, dass sie es nur taten, weil Basilone es von ihnen zu erwarten schien. Er kannte solche Banden, die aus einem erfahrenen Mann und perspektivlosen Jungen bestanden, und das war auch alles, was er über diese Gruppe wissen musste.

„Was immer der Grund war, mit dem ihr diese Krieger verärgert habt. Wo die herkommen, gibt es noch mehr und die werden keine Probleme haben, eure Spuren zu finden. Ihr solltet bis zum Einbruch der Dunkelheit so viel Land wie möglich zwischen euch und die Indianer bringen.“

Mit diesen Worten schwang er sich langsam in den Sattel, doch Basilone griff ihm in die Zügel.

Für einen Moment überlegte Sam, zu seinem Revolver zu greifen. Doch Basilone grinste bereits wieder sein unschuldiges, schiefes Grinsen. „Wenn Sie hierherkommen, werden Sie feststellen, dass es zwei Spuren gibt, die von hier wegführen. Und Sie werden beide verfolgen. Es sei denn, aus zwei Spuren wird eine. Dann hätten wir aber alle bessere Chancen.“

„Ich sagte doch schon, ich weiß, wie ich mit Indianern rede.“

„Auch wenn die Rothäute davon ausgehen, dass Sie ihre Freunde getötet haben, was ja nicht so falsch ist?“

Sam atmete tief durch. „Sie sind hartnäckig.“

„Ich denke einfach nur, dass ich recht habe.“

„Kann sein“, sagte Sam und sah sich die beiden Jungen an. Dann sah er zu den Indianerpferden rüber.

„Bist du Billy Jack?“, fragte er den großen Schlaksigen.

„Nein. Ich bin Pete.“

Sam schaute zu dem anderen, der nun seine Daumen lässig in den Gurt mit den zwei Revolvern schob. „Hätte ich mir eigentlich denken können, dass einer wie du sich nicht Billy Jack nennt. Siehst du den Schecken, der da im Schatten des Baumes steht? Nimm dir den, aber schau vorher nach, dass er nicht von einer eurer Kugeln getroffen wurde. Falls doch ...“ Er ließ seinen Blick nochmals über die Pferde schweifen. „... nimm dir den Braunen da vorn. Lass die Decke von dem Indianer drauf, die ist er gewöhnt, dann nimmt er vielleicht auch deinen Sattel schneller an.“

„Wär’s nicht besser, ihm ihr Packpferd zu geben und das Zeug auf eines der Ponys zu laden?“, fragte Basilone.

„Nein.“

„Und warum nicht?“

„Weil es mein Packpferd ist.“

*

Nach einer Viertelstunde verließen sie die Kampfstätte. Sam führte den Zug an und die drei Männer folgten ihm. Nach nur kurzer Zeit schloss Basilone zu ihm auf, während sich die beiden Jungen ein Stück zurückfallen ließen.

„Woher kommen Sie, Mister Willard?“

„Ich habe eine Ranch nicht weit von hier.“

„Was ist das für eine Frau, die Sie suchen?“

„Das ist meine Sache.“

„Sie gehen ein großes Risiko für sie ein.“

„Das sehe ich nicht so.“

„Ist sie es wert?“

Sam warf Basilone einen kurzen Blick zu. „Ich habe nicht gesagt, dass ich sie ihretwegen suche.“

„Ich verstehe. Die Frau ist jemand anderem was wert.“

Sam schwieg.

„Wie viel?“

„Es geht auch nicht um Geld, wenn Sie das denken“, sagte Sam.

„Jetzt sind wir einmal zusammen, da können Sie es mir auch sagen.“

„Hören Sie, ich entscheide, was ich Ihnen sagen will und was nicht. Aber wenn ich Ihnen sage, es geht nicht um Geld, dann ist das so. Und jetzt wäre ich Ihnen dank-